

(Nachdruck verboten.)

15]

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

„Ja, Deine Mutter, Bub, siehst Du, die darf stolz sein. Was die tut, tut keine andere. Und was die will, will keine andere. Darum sollst Du auch stolz sein auf sie. Das ist kein Hochmut, das ist richtiger Stolz. Und wenn Du so viel einmal geleistet hast wie sie jetzt für Dich tut, dann darfst Du auch stolz auf Dich sein. Stolz muß jeder Mensch haben. Aber Hochmut kommt vorm Fall.“

Und sie nahm seine Hand und sagte ihm, wie seine Mutter arbeite für ihn und wie sie's gut meine mit ihm, und wie er nicht von oben herab auf sie sehen dürft, wenn er nun auch schon mehr gelernt habe, wie sie, und nicht verschaffte Hände habe, wie sie, und bessere Kleider trüge, und all das. Wie er lieb zu ihr sein müßte und sie achten müßte und gern bei ihr sein müßte.

Nicht zu viel Worte. Dann brach sie ab. Sie nahm seine Hand.

„Gelt,“ sagte sie, „es hat Dich doch geniert, mit dem großen Milchtopf über die Straße?“

Er lachte verlegen, und dann nickte er.

„Hast Dich für zu fein dafür gehalten?“

Er antwortete nicht.

„Aber man ist zu keiner Arbeit zu fein, wenn sie ehrlich ist. Und was wir auch tun, der eine dies, der andere das — es ist notwendig. Denk nur, 's tät mal jemand ganz aufhören, seine Arbeit wär ihm zu gering. Denk alle Ziegeler. Dann tät's uns bald an den Dächern hereinregnen. Und wir könnten sehen, was die Ziegelerarbeit wert ist.“

Er lächelte.

„Mit überheben, Bub. Mit über die Menschen, mit über ihren Stand. Und was man tut, ganz offen und grad und ehrlich tun. Dann kann e'm niemand verachten. Was Dir die Gass' einmal ist, die kleinen Häuschen hier und die geringen Rent, später, das kannst noch gar nit wissen. Wer weiß, was die Dir all mal gelten — und wer weiß, ob Du was Schöneres noch findest, als Du jetzt hast. Vergiß nit, daß Du dazu gehörst. Dann stoßen sie Dich nit ab, wenn Du sie nötig hast. Und man weiß nie, ob man nit auch den Geringsten einmal nötig hat.“

Damit entließ sie ihn. Seine Gedanken gingen einen seltsamen Weg — Kraft — Lisbeth — Lisbeth — Lukas — Lukas — Schlüssel — Eulenmühle — Kraft — und dann war er auf einmal bei der Mutter. Und dann war er auch zu Hause. Er legte seine Bücher ab und setzte sich an den Tisch, seinen Kaffee zu trinken. Die Mutter wollte hinausgehen. Er rief sie zu sich und bat sie, sich an den Tisch zu setzen. Und er erzählte ihr. Von der Schule. Zwischen das Rauchen und Trinken hinein. Und dann zeigte er ihr mit dem Zirkel, wie man ein Fünfeck in den Kreis legt. Er schlug noch einen größeren Kreis um den erst gezogenen. Dann zog er im Fünfeck die Diagonalen. Die Mutter guckte ihm verwundert zu. Dann nahm er seine Farbstifte und legte den Stern mit Farben an. Die sieben Regenbogenfarben. Und als er fertig war, reichte er's der Mutter hin.

„Da, Mutter, das ist für Dich!“

„Was soll ich damit?“

„Dann hängen wir's auf!“

Und er befestigte die Zeichnung an die Wand.

Dabei gingen seine Gedanken beständig ihren Weg hin und her — und kehrten immer wieder zur Mutter zurück. Dann sah er sie an. Aber er kam nicht dazu, sich über seine Empfindung eine Rechenschaft zu geben.

Die Mutter war verlegen, sie lächelte halb wehmützig, halb freudig. Und auf einmal tropfte eine Träne aus ihren Augen. Sie schämte sich der Nührung und schneuzte sich.

Auf einmal sagte der Philipp: „Mutter, ich mach jetzt meine Aufgaben und bleib dann dabei. In der Eulenmühle können sie mal ohne mich spielen.“

„Wenn Du hingehen willst —“

„Nein, ich bleib heut bei Dir.“

„Was hast Du bei mir?“

„Na, halt —“

Es blieb dann still, bis auf einmal die Mutter sagte:

„Ja, tu's, bleib mal daheim heut.“

Und so geschah's. Der Philipp besuchte zwar in Zukunft seine Freunde wie früher — aber es war etwas anders geworden. Die Mutter war eingeschaltet in diese Besuche. Das spürte sie, obgleich es nie zwischen ihnen gesagt worden. Und auch der Philipp spürte es, ohne darüber klar zu sein. Aber es war schöner so.

Die Klar sah wieder nach dem hellen Siebel der Eulenmühle hin wie früher, nicht bitter und nicht traurig. Sie dachte, sie habe nun die Freude, von der ihr die Lisbeth gesagt hatte — und es sei doch zu schön, sie zu haben.

12.

Der Kraft ging mit den Hühnern schlafen und stand wieder mit ihnen auf. Das hatte er immer so gehalten. Die Unterhosen an und die Pfeife im Mund, die Toilette fertig und hinaus an die Pumpe, ein Schoppenglas voll frisches Brunnenwasser und dann die Morgenpromenade in den Garten. Von Beet zu Beet — und ein Auge für jedes kleinste Regen. Jed neu aufgeschossen Kräutchen, das in seinen Pflanzungen nichts zu tun hatte, kannte er dann. Jed Knöspchen, das getrieben war und sich entfalten wollte, wußte er dann. Die Rosen, die Nelken, selbst die Würmer unter der Erde, die konnten alle hier nicht das Geringste tun, ohne daß er es merkte. Das Gute pflegte er, das Schlimme oder Schädliche verfolgte er. Dann und wann bückte er sich und riß ein Pflänzlein aus, ein Knöspchen befühlte er und half ihm mit einem leisen Druck ein wenig nach; wenn der Herbst kam, blies er mächtig den Rauch aus seiner Pfeife gegen die reisenden Trauben, das Fallobst las er zusammen und die falschen Schösse schnitt er aus. Die Hauptarbeit in der Frühe machten im Juni die Blattläuse an den Rosen. Er strich sie mit den Fingern ab und zerdrückte sie am Blatt und Stiel und blies dann die Stellen, da sie gefressen, mit Schwefelblumen an, die er in eine Spritze geladen hatte. Dann war es sieben Uhr — zwei Stunden des Morgens waren genüßt und genossen — und vom Fenster aus, das in den Hof ging, winkte es zum Kaffee. Der Kraft passete fester aus seiner Pfeife — ihr Lehtes recht voll zu genießen — schritt in dem schweren Tempo, das er in seinem Gange immer bewahrte, nach der Pumpe hin und wusch sich die Hände.

Nach dem Morgenkaffee kam der zweite Besuch im Garten, mit Rechen und Häckelchen diesmal — bis zur Schullunde waren dann noch ein paar trodene Stellen aufgehäckelt, einiges Unkraut aus den Pfäden gerecht, und, wenn sich's gerade ergab, auch ein paar neue Pflänzchen in hübschen Reihen gesetzt oder ein paar Sämereien ausgestreut.

Der Kraft behauptete, diese Morgenbeschäftigung in seinem Garten habe ihn gesund und kräftig gehalten, — wie er auch sagte, wenn er seine Frau ärgern wollte, die Pfeife habe ihn jung erhalten. Denn das Junge hänge davon ab, wie einem die Pfeife schmecke, nicht etwa, ob man einen weißen Bart habe. Schloßweiß war sein Bart geworden — und eisgrau sein langes weiches Seidenhaar, ein paar Runzeln hatten seine schönen Hände bekommen — ein paar Freunde nannten ihn in besonderer Stimmung: der Kraft mit den schönen Händen — aber die Pfeife schmeckte immer noch. Und nun schmeckte sie mit einem Male nicht mehr.

„Hast Du mir meine Pfeife ausgeputzt, Mutter?“ fragte der Kraft am Morgen. „Was ist denn mit der?“

Aber es war nichts mit der Pfeife gemacht worden. Der Kraft ließ sich eine andere holen. War's denn Einbildung? Auch die war nicht gut heute. Er probierte sie alle durch. Schließlich, obgleich sie ihm gar nicht behagte, blieb er bei der letzten. Dann ging er in den Garten.

Aber es war ihm heute nicht recht extra. Auch das frische Pumpenwasser war nicht wie sonst.

Aber die blühende Morgenwelt — und die Junirosen — und das frische Duft — und die Grasmüde im Nachbargarten — und die weißen Falten in dem blauen Seidenhimmel — und die stille Welt — das war doch wie sonst. Das Leben und seine schönen Tage — und die Arbeit, und der Beruf und das Wohlgefühl, noch etwas tun und leisten zu können, noch nützlich zu sein auf der Welt und sein Wirken sich abschließen zu sehen in einem Stillesein, in einem sicheren

Preise, den kein Draußen mehr Durchbrechen, dessen Harmonie innen nicht mehr gestört werden könnte. Dem Krafft saß ein Druck auf der Brust, eine Beengung — und doch wieder: — nie war's ihm so vorgekommen, wie ein Mensch im Mittelpunkt stehe eines Daseins und rings um sich seinen Besitz abzeigen könne, mit ausgestrecktem Arme, und zeigendem Finger, sich um sich selbst drehend. Halb aus diesem Gefühl, halb der Brustbeengung wegen richtete er sich höher auf und drehte sich langsam um sich selbst und sah über sein Land, sein eigenstes und schönstes, darum draußen eine Mauer gezogen war, die Mauer seiner Art und seines Charakters, mit den Rufen seiner Schwächen und mit den Pfeilern seiner Kräfte.

Ein Lächeln glitt über sein Antlitz. Da stand ein Name geschrieben am Tor — nicht groß, aber fest und lesbar — und sich selbst hatte er's zu verdanken, sich allein, was hier drinnen war.

Er ging weiter. Die Pfeife wurde kalt. Die ersten Schüler kamen, die von auswärts, die jetzt noch ihre letzten Schularbeiten drinnen in der Schulstube machten.

Es winkte am Fenster zum Kaffee. Der Krafft wollte folgen. Da geriet er ins Laumeln. „Mutter —“ lallte er. Dann schlug er hin. Und die Pfeife glitt ihm voraus. Er bemühte sich, sich aufzuheben, und lallte lächelnd ein paar Worte. Aber sogleich schlug er wieder hin, und es war still.

Der Tod war zu ihm getreten in der Morgenfrühe, da er seinen kleinen, glücklichen Besitz abgezeigt hatte. Er hatte einen unerbittlichen Hieb gegen ihn geführt. Man trug den Sterbenden hinein. Von seinen Schülern war sein Bett umstanden — die Nachbarn waren gekommen und boten ihre Hilfe an. Draußen in einer Ecke, vergessen und unbeachtet im Hin und Her stand der Philipp Kaiser und weinte. Er weinte sonst nicht leicht — heute aber flossen ihm die Tränen reichlich. Er wußte nicht, was es war, das ihn so packte. Aber er weinte, und das schien ihm deutlich, es sei jetzt etwas Großes geschehen in der Welt. Etwas ganz Großes, das die Welt erfüllen müßte. Und er merkte nicht, daß kaum im Gange des Dorfes ein Eindruck davon war. Ein Zuruf, einer dem andern, ein bedauerndes Wort — die Menschen gingen ihren Beschäftigungen nach, die Wagen fuhren hin und her, Peitschen knallten, Rufen pfiffen — und die Blätter der Bäume säuselten wie sonst. Nur schien es dem Philipp, etwas weicher, beinahe ein wenig zage, wenigstens hier in Kraffts Garten, in dem ein seltsam's Verlassenheit sich ausbreitete, so daß der Philipp gar nicht hinsehen und hineinhorchen konnte. Drinnen starb der Krafft einen guten, starken Tod — nicht leicht, nicht sanft; als seien noch Rufe nach dem Leben, nach seiner Arbeit, in seinem Stöhnen — aber sein Antlitz verzerrte sich nicht, wenn sich seine Seele wehrte und sein Körper sich aufstemmte. Und als er besiegt war, schien es saß, als habe er gesiegt und ruhe davon aus, so gerügt und schön lag er da. —

Auf der Treppe saß die Klar und band einen Kranz. Fast nie, daß sie Blumen in ihrem Garten schnitt. Nun hatte sie gar aus den Buchseinfassungen die schönsten Büsche herausgeschnitten. Und die Nelkenstöcke waren ganz abgepflückt, die Balsaminen, die Margeriten, die Schwertlilien. Die schönsten Rosen hatte sie geschnitten, und als es nicht genug waren, war sie sogar über die Letztenkaute hinweg an der Stangin ihren Rosenstrauch geschlüpft und hatte den tüchtig geplündert. O, wenn sie nur etwas tun könnte. Etwas Großes und Tüchtiges für ihn. Und lebendig stand er vor ihr, wie er damals in seinem Garten vor ihr gestanden hatte. Und wie sie mit ihm auf und ab gegangen war — und wie der Garten schön gewesen war! Der schönste im ganzen Dorf, der schönste, den sie sich denken konnte. Und vornehm! Vornehm, daß die Bauern all dabeim bleiben konnten. Und sie war drin neben ihm hergegangen, freundlich hatte er zu ihr gesprochen und guten Rat gegeben. Wenn sie nur weinen könnte. Es erschütterte sie und schüttelte ihren ganzen Körper, daß sie nicht weinen konnte.

Sie sah auf der Treppe und band den Kranz. Sie war nicht geschickt darin, in ihrem ganzen Leben hatte sie so etwas nicht gemacht. Aber es mußte gehen.

Sie hatte an einem Zuber einen Reif abgeschlagen und hatte ihn mit Stroh umwickelt. Darum band sie nun den Buchs. Und dahinein band sie die Blumen. Dicht aneinander, Farbe neben Farbe, und unten eine schwere Fülle, die weißen Rosen und die roten Rosen dazwischen, und mitten in den Ring frei hineintragend die Schwertlilien. Es war lange schon Abend geworden, da saß sie noch. Und noch drin bei der

Lampe, die halbe Nacht hindurch. Es gab einen vollen bunten Kranz. Sie wunderte sich selbst, daß er ihr so gelungen war. Sie war zufrieden, und es tat ihr wohl, daß sie sich sagen konnte, sie habe doch nun noch etwas für den alten Krafft getan.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Mühle-Xander.

Eine Narrngeschichte aus dem Schwarzwalde.

Von Hans Michel Schneider.

(Schluß.)

Bei anderer Gelegenheit ist Xander selbst Bürgermeister gewesen. Ein müder Handwerksbursch kam in die „Insel“, einen Schoppen zu trinken, welchem Geschäft auch unser Sulenspiegel oblag. Jenem als Ortsvorsteher sich präsentieren, ihn nach Namen, Herkunft, Reiseziel und Papieren fragen, war eins. Doch wurde der Verängstigte gleich in Gnaden entlassen. Mit einem Landauer des Posthalters, der leer heimfährt, kutschiert Xander darauf der Amtsstadt zu, dem Handwerksburschen nach, nimmt mit Sherlock Holmescher Fügigkeit eine Verwandlung seines äußersten Menschen vor, stellt den armen Reisenden und schnarrt ihn an: „Ich bin der Oberamtsrichter von Adorf und erkläre Sie wegen Bettelns und Vandalstreicherei verhaftet!“ Der also Verhaftete will ausreizen, strauchelt aber und stürzt auf dem spitzen Schotter sich ein Loch in den Kopf. Der Herr Amtsrichter wird nun recht menschenfreundlich und veranlaßt ein des Weges kommendes Bernerwägeli, den Verwundeten zurück ins Dorf, in die „Insel“ zu schaffen, er werde den Bezirksarzt nachschicken. Richtig, in kaum einer halben Stunde ist der Herr Doktor, angetan mit Zylinder, Brille und einem schweren Pflasterkasten, zur Stelle und verbindet kunstgerecht den Wanderburschen, der dann unbehelligt, sogar mit einem Zehrpfennig beschenkt, weiter walzen darf, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

Das war die berühmte Dreimännertat des Mühle-Xanders. Die Ausstattungsstücke für den Bezirksarzt lieferte ihm Inselwirts Urbäterhausrat, des Amtsrichters Exterieur erreichte er durch einen hohen Stehkragen, aufgezwickeltem Schnurrbart und Entwaffnung des Auges vom Rajenglas, als Bürgermeister konnte er sich in seiner gewöhnlichen Gestalt darstellen. Freilich, das Gesicht des genialen Dorfkomödianten (an Herkomer erinnerte es mich) in seiner jeweiligen Maske kann kaum eine Schreibfeder, das könnte nur ein tüchtiger Zeichenstift festhalten. Die Gesichter Xanders muß man gesehen haben. Und seine Streiche muß man von ihm erzählen gehört haben; wie ihm alle Register von der höchstakademischen Ausdrucksweise bis zum intimsten Wälderdeutsch so meisterlich zu Gebote standen.

Als später der Hauptmann von Köpenick „das Zwerchfell der ganzen Kulturwelt“ erschütterte und die Nachahmer eine Köpenickiade nach der anderen zeitungsfähig machten, mußte ich oft vergleichsweise an den Mühle-Xander und seine Taten denken. Hätte der alte Schuster Voigt seinen Streich in einem unserer stillen, einsamen Schwarzwalddörfer ausgeheckt, er wäre wohl nicht annähernd zu der Verühmtheit und den närrischen Triumphphen gekommen wie so, in der Nähe Berlins. Der Köpenicker hatte ja nur eine „große“ Idee und einen großen Tag, mein Mühle-Xander aber versteht sich auf geniehafte Improvisationen in fortgesetzter Tat. Des ersteren Ruf hat nur ein weltstädtischer Journalismus gemacht, den Xander jedoch ländlicher Mangel an Zeitungsschreibkunst zum Unbekanntsein verdammt. Bis zu dieser Stunde, die auch ihn lachend ans Licht zieht!

Lachend und doch mit einem nassen Auge. Sie sagen, der Xander „spinn“, und amüßieren sich über seine Tollheiten, Leute, deren rasches Urteil nur an der Oberfläche bleibt. Der wahre Menschenfreund, der immer auch ein besserer Menschenkenner ist, sieht tiefer. Man braucht kein Fanatiker oder Griesgram der Enthaltbarkeit zu sein, kann ganz gut selbst mitmachen und gleichwohl sehen, wie der Teufel Alkohol hinter diesen Streichen steckt und hinter dem wieder eine arme Seele. Die Seele wollte einst hoch und weit und mächtig fliegen, konnte aber nicht. Die Flügel waren beschritten und eine große Wunde entstand. Da hat die arme Seele sich jenem Teufel verschrieben; wenn auch nur tageweis. Oder denken wir uns ein Herz, in dessen Winkeln vor Zeiten eine gewaltige Sehnsucht wohnte, jetzt jedoch nur mehr die große Oede hoht, das vor dieser Oede die schlimmste Flucht in die Dessenlichkeit ergreift und dort mit Dingen sich überläßt, und betört, die auf der Gasse schallen und immer ihr Publikum finden, bis dann jener Zustand eintritt, den man trivial „moralischen Katzenjammer“ zu nennen pflegt: das heulende Ich, das uns aus den tollsten Stunden in die Leere reiht, von der wir kaum wissen, ob es ein Nebelmeer oder ein Abgrund ist.

Im Fastnachtstrubel bin ich einmal Hofnarr des Prinzen Karneval gewesen; mit einem großen Höder und wadeligem Gang, glattrasierter Grimasse und dem Monofel im affektiert blöden Auge; ein schon äußerlich wirkungsvoller Hofnarr, den die Geister des Weines so lustig, so geistprühend, niederrächtig schlagfertig und toll machten, daß er an sich selbst sich berauschte, von allen

umjubelt wurde und mit allen gemein tat — bis ihn zwei Augen anstarrten, die süßen Augen eines jungen, schönen Weibes. Da ist der Hofnarr auf einmal ganz still, andächtig und zuletzt tieftraurig geworden, ist dabon geschlichen, hat das Einglas zertreten, den Mummenschanz in die Ecke geworfen und gespürt, wie Tränen die Schminke auf den Wangen verschmiereten. Er hat nur noch die großen Augen gesehen und gefühlt, die ihm gesagt hatten: Wie kannst du dich selbst so belügen und betrügen?!

Ein Lied vom Narren, das schon manchmal ergreifend gesungen wurde.

Auch den Mühle-Kander habe ich gesehen, wie er plötzlich von der schwindelnden Höhe seiner Laune, vom Trapez seiner Tollheiten herunterstürzt und ins Leere starrt, in den grauen Abgrund. Ich hatte das Gefühl, daß auch ihn dann zwei große Augen anblickten, nicht die süßen Ritzelangen eines jungen, schönen Weibes, sondern die Augen einer verlorenen Welt, die vielleicht Schicksal heißt. Der Teufel, dem er seine arme verwundete Seele verschrieb, der ihn auf die Höhen zerrte, reißt ihn nun wieder herunter, das verödete Herz weint und die arme Seele flieht zurück zur Mühle im Wutachtal, zum brausenden Gewässer, zum rauschenden Tann und starrenden Fels, zum plätschernden Mühlrad, das die wunderbaren Märchen erzählt — dem mürrischen Gesellen, dem Müllersknecht!

## George Bernard Shaw.

Von Ed. Bernstein.

### I.

Die sozialistische Bewegung hat aus ihren Reihen eine große Anzahl Dichter und darunter auch eine Reihe erfolgreicher Bühnendichter hervorgehen lassen. Aber daß ein solcher Bühnendichter sozialistischer Herkunft, nachdem er sich die großen Bühnen seines Landes erobert, fortzufahren hätte, als sozialistischer Propagandist schriftstellerisch und rednerisch tätig zu sein, das hatte man bisher noch nicht erlebt. Hierin steht George Bernard Shaw meines Wissens als einziger da. Und noch eines ist bemerkenswert. Die Bühnenerfolge haben Shaw nicht verleiten können, Wasser in den sozialistischen Wein seiner Bühnenwerke zu schütten. Unter den spätesten von ihnen findet man die sozialistisch entschiedensten, man kann sogar sagen, die revolutionärsten. Wenn Shaw in seinem dramatischen Erstling „Die Häuser des Wittwers“ wie im zweiten Stück, dem „Liebeskünstler“, noch bei der sozialen Satire blieb, in „Frau Warrens Gewerbe“ zwar in die soziale Satire die soziale Anklage mischte, aber es damit bewenden ließ, so sehen wir ihn dagegen in der viel späteren „Majorin Barbara“ mit Satire und Anklage die Verklündung des unermüdeten und unerbittlichen sozialistischen Kampfes verbinden, dessen Prüfstein es ist, daß er vor der revolutionären Gewalt nicht zurückdreht. „Lötten, ist das Dein Heilmittel für alles in der Welt?“ fragt Barbara ihren Vater, den Geschäftsfabrikanten Andrew Undershaft, dem Shaw ein Stück seiner sozialistischen Votschaft in den Mund legt und Undershaft antwortet: „Es ist der letzte Beweis für die Echtheit der Ueberzeugung, der einzige Hebel, der stark genug ist, ein soziales System umzuwerfen, der einzige Weg, das Ruß zu verkünden.“

Allerdings ist Shaw kein Revolutionspolitiker. Kein romantisches Empfinden für Revolutionen alten Stils beherrscht ihn, der überhaupt so ganz und gar nicht Romantiker ist. Er predigt nur den durch keine Sentimentalitäten zu beugenden tatkräftigen Willen, das für notwendig Erkannte zur Durchführung zu bringen, und dieses Notwendige ist die sozialistische Neuordnung der Gesellschaft, bei dem ihm das Was so sehr über dem Wie steht, daß es ganz unmöglich ist, ihn nach dem beliebigen, meist übrigens nur der Denbequemlichkeit Vorschub leistenden Schema „gemäßigt“, „radikal“, „revolutionär“ oder „reformistisch“ zu klassifizieren. Shaw verächelt die bescheidenste Reformarbeit nicht und hat sich dabei doch zu Ansichten bekannt, die manchem unserer Revolutionäre die Haare zu Berge treiben könnten. Nicht, wie man vielfach anzunehmen geneigt ist, aus Liebe am Paradoxen, sondern durchaus um der Sache willen. Seine Satire ist von ganz anderer Art, als der alles benagende, aber es zu keiner entschiedenen Bejahung bringende Spott der Bühnensatiriker der Wien-Münchener Schule, wie seine Probleme sich weitentweit von den ihren unterscheiden.

Man kann es unter anderem an ihrem Verhalten zum Christentum und der Religion überhaupt unterscheiden. Unsere festländischen Bühnensatiriker betätigen ihre Freidenkerei meist dadurch, daß sie die Vertreter der Kirche im Stil des „Simplizissimus“ als Dummköpfe, Heuchler oder Zeloten hinstellen. Shaw, der durchaus Gegner der Offenbarungsmymthen und der entnerbenden Moralismen der Kirchen ist, belämpft diese in den Personen ihrer ehrlichsten, menschlich sympathischsten Vertreter. Sein Stück „Majorin Barbara“ ist gegen die Heilsarmee gerichtet, wir sehen aber darin nicht ein Mitglied der Heilsarmee auftreten, dem es um diese und ihr Werk nicht heiligere Ernst wäre. An ihrem Ernst gerade veranschaulicht er ihre Schwäche und Unzulänglichkeit. Seine satirischen Lustspiele gehen über Molière hinaus, während das, was uns in Deutschland als solche geboten werden, oft genug weit hinter Molière zurückbleibt. Man ist aber bei uns im Theater so sehr an Wigmacher gewöhnt, deren Wig im Grunde nur aus netten Caséhaus-

Wosheiten besteht, daß selbst Kritikern, von denen man es nicht erwartet hätte, die ernsthafteste Natur der Shaw'schen Satire wiederholt entgangen ist.

So kommt denn ein Buch nicht zu früh, dessen Verfasser es als seine besondere Aufgabe betrachtet hat, zugleich mit der Erkenntnis von Shaws Stil sein ethisches und soziales Wollen dem deutschen Publikum zum Bewußtsein zu bringen. Es ist dies das vor kurzem erschienene Buch von Julius Bab, das den einfachen Titel trägt: „Bernard Shaw“. (Berlin, S. Fischer, 453 S.) Ein Buch, das nicht lediglich um seines Wertes als Vorführung und Kritik eines der eigenartigsten Schriftsteller und Politiker unserer Zeit gelesen zu werden verdient, sondern auch darauf Anspruch erhält, daß es zugleich eine tief empfundene Verfechtung dessen ist, was man die Votschaft Shaws nennen kann.

Denn Shaw hat ein Evangelium, er ist nicht in erster Reihe Satiriker oder Dichter, er ist in erster Reihe Prediger oder, wenn man an diesem Wort Anstoß nimmt, Agitator einer Idee. Und Bab hat durchaus recht, wenn er Shaw vornehmlich als Ethiker würdigt. Das Wort ist in der deutschen Sozialdemokratie in Mißkredit gekommen, teils weil man dabei an eine der marxistischen entgegengesetzte Begründung des Sozialismus denkt, teils weil das Wort Vorstellungen von phyliströsem Moralisieren erweckt. In- des kann auch die materialistischste Begründung des Sozialismus daran nichts ändern, daß er als Bewegung ethische Urteile und Motive umschließt. Eine auf weitgesteckte Ziele gerichtete andauernde Massenbewegung ist ohne eigene Ethik gar nicht denkbar. Aber man kann diese Ethik enger oder weiter auffassen, sie sehr verschieden formulieren.

Shaws Ethik hat zum Ziel die Verbindung der höchsten persönlichen und sittlichen Freiheit mit dem höchsten, zur Betätigung zwingenden sozialen Pflichtbewußtsein. Da sittliche Freiheit nur ein anderes Wort für Willensstärke ist, schließt es auch Unterwerfung des Triebens unter die Herrschaft des Willens, in dieser Verbindung also zugleich unter die Leitung des sozialen Empfindens ein. Sonst aber soll keine überkommene Moral, keine formale Rechtsvorschrift die freie Betätigung des Triebens, das Recht jedes einzelnen Menschen auf seine Persönlichkeit einengen. Daraus geht schon hervor, daß Shaw u. a. die heutige Zwangsethik und die von ihr abgeleiteten Begriffe von Sexualmoral verurteilt. In dieser seiner Freiheitslehre haben wir denn auch die ideologische Erklärung dafür, warum in Shaws Dramen die Geschlechtsliebe eine so untergeordnete Rolle spielt. Was für die Mehrzahl der Bühnendichter unserer Tage Probleme der Beziehungen der Geschlechter zu einander sind, an denen sie immer und immer wieder herumarbeiten, sind es für Shaw ganz und gar nicht, und da er keine pathetische, sondern eine ironische Natur ist, kann er sie nur humoristisch behandeln. „Die sogenannten Problemstücke“, sagt er in einer seiner Vorreden, „hingen für ihr dramatisches Interesse von schon im voraus entschiedenen Schlüssen ab, deren konventionelle Behandlung der Sexualmoral die tödlichste Langeweile verursacht.“ Die psychologische Erklärung für Shaws rein verstandesmäßige Auffassung und Behandlung der Liebe liefert in hohem Grade dessen von Bab sehr gut charakterisierte Abstammung und Jugend. Der sehr früh ins Erwerbsleben eingetretene Sohn einer frei denkenden, kunstverständigen, aber jeder Sentimentalität baren Mutter hat offenbar die Haupteigenschaften dieser geerbt.

Jedoch, er ist auch der Sohn eines Vaters von echt irischem Naturell und der Abkömmling von irischen Protestanten, die mit den Rebellen gegen Englands Herrschaft gemeinsame Sache machten. Das klare, verstandesmäßige Urteil wird bei ihm nicht indifferente Abgellährtheit. Er hat aus Jugendeindrücken Rebellengeist eingesogen, er ist von Temperament Protestant im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, Protestant nach Art der Puritaner des 16. und 17. Jahrhunderts, fest wie diese im Gefühl einer großen geistigen Mission, aber ohne ihren nationalen und sozialen Beschränktheiten. Seine ethische Votschaft ist ein unfrächtlicher Neu-Puritanismus, ein Kampf gegen die Herrschaft der traditionellen Moralbegriffe auf der einen, und die im Negativen stehende moralische Slepis der radikalen bürgerlichen Kritik auf der andern Seite.

Grundsätzlich ist letzteres ja überhaupt die Tendenz der sozialistischen Bewegung, wie denn nichts falscher wäre, als Shaw in Gegenfaz zur Sozialdemokratie zu stellen. Wie das Wort in Deutschland verstanden wird, ist Shaw als Parteimann entschiedener Sozialdemokrat. So schrieb er, als Ende vorigen Jahres das Parlament aufgelöst und Neuwahlen ausgeschrieben wurden, um seine Meinung angefragt, einen Brief an den „Labour Leader“, das Organ der Independent Labour Party, dessen sozialistischer Charakter durch folgenden Einleitungssatz zur Genüge charakterisiert wird:

„Die bei weitem interessanteste und wichtigste Frage, die bei dieser allgemeinen Wahl entschieden werden soll, ist die, ob die Arbeiterpartei im Lande oder im Parlament gewinnt oder verliert. Die Zollfrage, das Budget, das Haus der Lords, die angekündigte Belegung Englands durch die Deutschen sind damit verglichen Kleinigkeiten. Es gibt nur eine Parlamentskrisis in England, auf die es Wert hat, den Blick zu lenken, und das ist der Augenblick zwischen jener unvermeidlich kommenden allgemeinen Wahl, bei der eine wachsende Arbeiterpartei nahezu die Mehrheit erhalten, und der darauf folgenden Wahl, wo sie den letzten Schritt vollziehen und den König zwingen wird, ihre Führer um die Bildung einer Regierung zu ersuchen.“

Das Shaw dann, wie 1906, für sozialistische Kandidaten beider Fraktionen Wahlfreden hielt, ist bekannt.

Um aber zur Frage der Ethik zurückzukehren, so besteht wohl darüber in der Sozialdemokratie Uebereinstimmung, wo im allgemeinen rechts und links die äußersten Grenzen der ethischen Verpflichtungen zu suchen sind, innerhalb dieser Extreme aber schwanken die Anschauungen noch sehr. So konnte noch ganz kürzlich unbeanstandet eine Notiz durch die deutsche Parteipresse wandern, in der ein Mann, der auf den Liebhaber seiner Frau geschossen hatte, als der „Mörder seiner Mannesehre“ bezeichnet wurde. Wo solche Rücksälle in die Begriffe aus der Zeit des feudalen Herrenrechts über die Frau noch möglich sind, sind auch die Bernard Shaws noch vonnöten. Zwar wird man speziell über den Ehebruch und seine ethische Beurteilung bei Shaw nur wenig finden. Schon in der oben erwähnten Auflehnung gegen das ewige Abstreifen dieses Themas durch die herrschende Bübenschristellerei hat Shaw niemals den Ehebruch dramatisch behandelt. Außerdem aber bildet für ihn, der in der Ehe so sehr nur das seelische Bündnis sieht, daß er in dem „Handbuch des Revolutionärs“ betitelten Nachtrag zu „Mensch und Uebermensch“ mit Plato die Differenzierung von Ehe und Fortpflanzung für möglich und erstrebenswert erklärt, der geschlechtliche Ehebruch überhaupt keinen der dramatischen Behandlung wertigen Gegenstand. Dagegen hat er die tieferen Seelenkämpfe, die der Einbruch eines Dritten in ein auf innige Zuneigung gegründetes Ehebündnis hervorruft, meisterhaft ergreifend in „Candida“ geschildert, und zwar auch wieder am denkbar reinsten Fall. Der Einbrecher ist ein noch im halben Knabenalter stehender genial veranlagter Dichter, der mit seinen hochfliegenden Gedanken zu stolz ist, hinter dem Rücken des Mannes den Verehrer zu spielen. Der Ehemann ist eine dem Durchschnitt der Männer geistig und im Wollen erheblich überragende Persönlichkeit und die Frau von jener gefundenen Art, die Herrsgüte mit Willenskraft verbindet und sich fähig weiß, ihre tieferen Empfindungen keinen Ekel landläufigen Vorschriften zum Opfer zu bringen. Bei diesen drei Personen ist die Frage, welcher Mann es sein soll, frei von jeder Unterordnung unter gesellschaftliche Vorurteile und Ansprüche. Sie würde dieselbe bleiben, wenn Candida und ihr Gatte, der christliche Sozialist Morell, in freier Verbindung lebten, und wird auch nach rein seelischen Motiven zur Entscheidung geführt. Allerdings — und das ist für Shaws Dramatik bezeichnend — nicht ohne einen Triumph des klugen Verstandes.

Ein zweites Mal hat Shaw die Liebe eines Mannes zur Frau eines anderen in einem Schauspiel behandelt, das er „Der Arzt am Scheidewege“ betitelt hat. Sein Uebersetzer hat daraus „Der Arzt am Scheidewege“ gemacht, aber nicht von einem Scheidewege handelt das Stück, sondern von einer Entscheidung in einem ganz bestimmten Fall. Dr. Colenso Ridgeon, ein bedeutender Arzt, steht vor der Wahl, entweder einen braven, aber wenig hervorragenden Kollegen oder einen genialen Künstler, der ein Schurke ist, vor dem Tode zu retten, und die Frage wird dadurch für ihn zu einem Gewissenskonflikt, daß er ratend in die ihren Mann vergötternde Frau des Künstlers verliebt ist. Man sieht, wie sehr auch hier das Problem auf Seelenstärke gestellt ist. Colenso Ridgeon mißtraut seinem eigenen Empfinden. Er fürchtet, daß wenn er gegen den Künstler entscheidet, er im Grunde nur dem Gedanken Folge gibt, daß durch dessen Tod die geliebte Frau frei wird. Indes läßt Shaw auch hier das moralische Urteil siegen und den Arzt sich für den armen Kollegen gegen den schürkischen Aestheten entscheiden, allerdings ohne daß ihm darum die Frau zuteil wird. Das Stück ist in seiner Tendenz, wie Bab ausgezeichnet nachweist, selbst von besseren Berliner Kritikern gründlich verkannt worden — vielleicht daß einige Uebersetzungsfehler dazu beigetragen haben, sie auf Abwege zu führen. Weil Shaw dem Künstler geistreiche Worte über das Evangelium der Schönheit und die Verteidigung des Immoralismus in den Mund legt, ihn sich als einen „Schüler Shaws“ bezeichnet und den Arzt am Schluß leer ausgehen läßt, haben einige gefolgert, daß Shaw im Stück „geniale künstlerische Freigeistigkeit über philistrischen Moralismus“ habe triumphieren lassen. Aber das zeigt nur, wie sehr unsere Theaterkritik jener ihr dargebotenen dramatischen Kost zum Opfer gefallen ist, gegen die Shaw als Kritiker die Fahne erhob, ehe er selbst Stücke schrieb. Der Künstler Duedat hat auch angenehme Seiten und ist geschick genug, nie um eine wohlklingende Wendung, nie um eine geistige Anleihe verlegen zu sein, wenn es darauf ankommt, seinem Egoismus ein schönes Mäntelchen umzuhängen. Aber das hindert nicht, daß dieser liebenswürdige Schwermüher ein gewissenloser, ausbeuterischer Schurke ist, und wenn Shaw genug Naturwissenschaftler ist, solche Menschen nicht für ihre Natur verantwortlich zu machen, wenn er menschlich über sie urteilt und dies dem Publikum zeigt, so ist er auch Soziologe genug, jene Unverantwortlichkeit nicht zu einer Tugend zu erheben.

## Kleines feuilleton.

### Statistisches.

Das Wachstum der westeuropäischen Völker. Eine wichtige Arbeit hat der Statistiker Vaines geleistet, indem er eine gründliche Untersuchung über das Wachstum der Bevölkerung

von Westeuropa in den drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ausgeführt und im Journal der Britischen statistischen Gesellschaft veröffentlicht hat. Es sind darin 16 Länder Europas behandelt. Der Umkreis ist etwas weiter gefaßt, als man es nach dem Begriff des westlichen Europa erwarten würde, dem er umschließt auch noch Skandinavien, Dänemark und Finnland, das westliche Oesterreich, die Schweiz und Italien. Das Wachstum des westlichen Europa in dem so bezeichneten Umfang hat vom Jahr 1870 bis 1900 beinahe 25 Prozent betragen, indem die Bevölkerungsziffer in runden Zahlen von 192 auf 239 Millionen gestiegen ist. Bei den einzelnen Staaten aber stellt sich das Wachstum sehr verschieden dar. Den größten Aufschwung in dieser Hinsicht hat Finnland genommen, dessen Bevölkerung sich in der angegebenen Zeit um mehr als die Hälfte vermehrte. Die nächste Stelle nehmen das eigentliche England und Holland ein mit einer Steigerung der Volkszahl um 43,2 Proz. An dritter Stelle folgt Deutschland mit 33,1 Proz., dann Dänemark mit 33,1, Belgien mit 33,3 und Schottland mit 33,1. Ein Wachstum zwischen 20 und 30 Proz. haben Schweden und Norwegen, das westliche Oesterreich, die Schweiz, Italien und Portugal aufzuweisen gehabt. Weit rückständiger im Vergleich zu dem Wachstum dieser Staaten sind Spanien mit einer Vermehrung von nur 12,8 und Frankreich mit einer solchen von nur 6 Proz. Ganz außerhalb des Vergleichs aber steht Irland, wo in jenen 30 Jahren die Bevölkerung sogar um 17,6 Proz. abgenommen hat. Von besonderem Interesse ist nun die weitere Untersuchung über die Verluste der einzelnen Nationen durch Auswanderung. Diese lassen sich einfach aus dem Unterschied berechnen, der die tatsächliche, durch Volkszählung ermittelte Ziffer gegenüber der Zahl ergibt, die sich aus dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle herausstellt. Irland zum Beispiel hat einen jährlichen Geburtenüberschuß von ungefähr 6 auf das Tausend der Bevölkerung. Da nun aber die Volkszählungen trotzdem eine Abnahme der Bevölkerung um  $6\frac{1}{2}$  auf Tausend nachgewiesen haben, so müssen 12 von jedem Tausend der Bewohner Irlands ausgewandert sein. Keines der anderen Länder hat eine annähernd ebenso hohe Verlustziffer aufzuweisen. Am stärksten ist sie dann bei Norwegen mit 5,4, bei Schweden mit 4,7. Verhältnismäßig hoch steht sie auch bei Schottland, Italien, Portugal und Dänemark. Für Deutschland beträgt sie 1,7 auf Tausend. Eine Stellung für sich nimmt in dieser Hinsicht Frankreich ein, das sich unter all diesen Ländern des westlichen Europas allein als ein starker Magnet erweist, indem die Zuwanderung die Auswanderung überwiegt. Der Geburtenüberschuß beträgt nämlich in Frankreich nur 1,4, die Zunahme der Bevölkerung nach der Volkszählung aber 1,9 auf Tausend. Ein anderer Teil der Arbeit bezieht sich auf die Geburten- und Sterblichkeitsziffern. Für alle Länder von Westeuropa ohne Ausnahme haben beide abgenommen. Die Verminderung der Sterblichkeit ist in Holland am bedeutendsten gewesen, demnächst in der Schweiz und Italien, dann in Deutschland. Am wenigsten Erfolg hat Frankreich in der Bekämpfung der Sterblichkeit aufzuweisen gehabt. Die Geburtenzahl ist am stärksten in England gesunken und bedenkliche Abnahmen haben auch Irland, Finnland, Frankreich, Schottland und Holland aufzuweisen. Unter den Großstaaten steht Deutschland in dieser Hinsicht noch immer am günstigsten.

### Technisches.

Die höchsten und die größten Häuser der Welt. In New York, der zweitgrößten Stadt der Erde, haben sich die sogenannten Himmelsträger derart vermehrt, daß sie einzeln kaum noch auffallen. Trotzdem scheinen die Architekten nichts bei ihrem Bau zugelassen zu haben, denn die neuesten unter ihnen sind fast noch so schön wie die ältesten, ganz abgesehen davon, daß sie ihre Umgebung durch die Entziehung von Luft und Licht schädigen. Sonst ist gegen sie nicht viel einzuwenden, denn die Prophezeiung, daß diese Hefenbauten bald banfällig würden, hat sich nicht erfüllt. Es gibt unter ihnen jetzt schon eine ganze Anzahl, die mehr als 20 Jahre stehen, ohne daß irgend eine bedenkliche Erscheinung an ihnen hervorgetreten wäre. Der höchste Bau, den New York und damit wohl überhaupt die Welt befißt, ist das Equan Building, das sich 102 Meter über die Straßenfläche erhebt. Es hat 30 Stockwerke, 2 unter der Erde nicht gerechnet und wiegt im ganzen 21 000 Tonnen, wovon allein 3000 Tonnen auf stählerne Bauteile entfallen. Das Gebäude ruht auf den Fundamenten durch 8 Säulen im Innern und durch 12 Massive an den Seiten. Die Fundamente reichen 27 Meter tief bis auf festen Fels hinunter. Während die anderen Bauten hinter diesem an Höhe mehr oder weniger zurückbleiben, hat ein anderer die Ehre, wahrscheinlich das angedeckteste Privathaus der Erde zu sein. Dies Gebäude ist nur 85 Meter hoch und hat dementsprechend nur 22 Stockwerke. Dafür ist die von ihm bedeckte Fläche so groß, daß 4000 vollständige Wohnungen, also eigentlich eine ganze Stadt darin Platz finden. Selbstverständlich sind diese gigantischen Häuser, die hoffentlich in der alten Welt niemals Nachahmung finden, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, die von der Industrie in Wasserzufuhr, Heizung, Lüftung, Beleuchtung, Beförderungsmitteln, Elektrizitätsausnutzung geboten werden kann. Ohne Zweifel wird auch bald ein amerikanischer Roman erscheinen, der die Lebensbetrachtungen eines Einwohners in dem 30. Stockwerk eines Himmelsträgers beschreibt.